

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Neapler Impressionen
Autor: Graefer, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich am mütterlichen Busen fest und hörte sofort zu schreien auf... Und es ward still in dieser Barke... Urnes Strandgut der Menschheit, das unbewußt einer schier himmlischen Selbstaufopferung beigewohnt hatte!

Das Schiff entfernte sich unter dem Taft der Ruderer und irrte in der nordischen Landschaft herum, unter den schwimmenden Eisbergen der Rettung entgegen, die in Gestalt eines transatlantischen Dampfers nahte, der sie alle an Bord aufnehmen sollte.

Biviane Steward schließt... Nach dem großen Kältegefühl, das sie ergriff, hatte sie ihren Kopf auf das Wellenkissen sinken lassen, und als die Flut in ihre Ohren drang, wußte sie eine wundersame Weise, die sich seltsam näherte, zu vernehmen... Ihr war es, sie singe in einer Kirche: „Näher, mein Gott, zu Dir...“

und tausend brennende Kerzen blendeten sie. Sie erblickte in blitzartiger Helle ihr ganzes vergangenes Leben, ihr nichtiges künstliches Dasein. Sie hatte das Gefühl, nicht gelebt zu haben, und empfand plötzlich, daß ihr Leben erst mit dieser Liebestat begann, mit dieser Tat, die alle Nichtigkeiten aufhob, alle Mängel auslöschte, sodß ihre Seele wunderbar leicht geworden, eben zum Leben erwachte, wie ein Lied, und sich in der Sternennacht emporschwang, der Morgenröte zu... Sie sah Herbert ihr in einer bräutlichen Helle entgegenkommen... und Herbert sang: „Nearer to me... Näher zu mir!“ Sie streckte die Arme aus und fühlte, daß sie in die Tiefe eines Traumes versank, eines Traumes, der sie in steter, langsamer, ewiger Auf Fahrt näher zu Ihm brachte, näher zu Ihm...

Neapler Impressionen.

Nachdruck verboten.

Mit dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Kowatschek, Neapel.

Napoli — la bella Napoli! Wer kann sich ihrem Zauber entziehen, der je mit sehenden Sinnen sich ihr genahrt hat, der Stadt am feuerspeienden Berg! Einem roßigen Weibe gleich, wie eine jener schaumgeborenen Nixen mit grünschillernden rätselhaften Augen und üppigem Leib liegt sie da und dehnt sich wohlig am dunkeln Meer, dehnt sich und reckt sich schlaftrig blinzelnd in der Sonne und schmiegt den Körper an die grüne Lehne des Vomeroberges.

Glühroter Mohn schmückt ihr Haupt, und weiße wallende Federn ballen sich über ihr hochgetürmtes Haar weit hinein in den blauen Himmel. Im Blütentepich des Posillipo versinken ihre Füße, und lässig spielt die ausgestreckte Linke mit der versunkenen Welt von Pompei. La bella Napoli — so sorglos ruht sie auf der vulkanischen Decke. So behaglich und leichtfertig läßt sie Sonne und Mond rieseln über ihrem Leib und trällert ein Liedchen mit weichen träumerischen Lippen.

Ein Liedchen von Liebe und Lachen — oder von Blut und Rache. Denn sie hat den Teufel im Leibe gleich dem blumenbestickten grünen Lager unter ihr, in dem die Erdfeuer wüten und die dumpfen Donner rollen. Fieberig jagt das Blut durch ihre Adern, und ihre feinen Nerven zittern bei jedem Hauch. Was für grundverschiedene Elemente kreisen nicht im Saft ihres Lebens und sezen dies Volk zusammen, das anders denkt und fühlt und handelt und auch anders spricht, ganz anders als alles, was sonst zwischen Alpen und Aetna wohnt.

Von jeher hat der parthenopeische Golf die Völker angezogen mit seinen Wundern. Über die Alpen kamen sie herunter und über das Meer. Von allen Seiten. Und wer da war, der blieb, bis ein neuer Eroberer mit ungebrochener Kraft ihn aus dem erschlaffenden Paradiese verjagte oder sich dienstbar mache. Ihre Spuren aber haben alle gelassen: Griechen, Italiener und Germanen, Sarazenen und Ungarn, Franzosen und Spanier. Von jedem dieser Elemente spricht etwas im Charakter des drolligen Volkes, das — von der Natur bald verhätschelt und bald bedroht — sich leichtfertig gewöhnt hat, den Augenblick zu genießen. Unberechenbar, jedem Affekt nachgebend, jetzt finster grollend wie der drohende Vulkan im Hintergrund und gleich darauf lachend gleich der Morgensonne über blühenden Mandelbäumen, bildet das Volk ein Gemisch von aufbrausender Leidenschaft und kindlicher Naivität, von widerlicher Gedgier und überquellender Freigiebigkeit, von Schluhaftigkeit, Verlogenheit, Unbeständigkeit und ritterlicher, bezaubernder Höflichkeit, von künstlerischen Anlagen, Bedürfnislosigkeit und Luxusfreude, von Übergläuben, bigotter Frömmigkeit und skeptischer Kritik, von brutaler Jähsucht und selbstverleugnender Hilfsbereitschaft. Schnelle Auffassung zeichnet es aus, geistiges Anpassungsvermögen und eine über alles reiche Phantasie, scharf ausgebildeter Spekulationsgeist aber auch und eine seinem starken Individualismus entsprechende Mischachtung des Eigentums. Raum wo an-



Strassenbild aus Neapel. Fruchthändler.

ders trifft man ein intensiveres Familiengefühl und eine so ausgesprochene Liebe zur engeren Heimat wie bei den Eingeborenen der parthenopeischen Stadt. Der alte echte Neapolitaner kennt nur sein Neapel. Wer nicht in Neapel geboren ist, gilt ihm als forestiere, als Ausländer. An der Stadtgrenze hört sein Heimatsgefühl auf. Selbst die einzelnen Quartiere fühlen sich als abgeschlossene Einheit. Bevor die Straßenbahn das alte malerische Fischerquartier Santa Lucia durchkreuzte, das die Hygiene und Spekulation nun bald vom Erdboden getilgt haben werden, gab es Leute dort, die nicht einmal bis zur Piazza S. Ferdinando hinaufgekommen waren, zum Königschloß. All ihr Lebtag nicht. Und doch sind es keine fünf Minuten zu gehen bis dahin. Jedes Quartier schwört auf seine Madonna, hat seinen eigenen Schutzheiligen und seine Camorra.

Starfer Unabhängigkeitsstink ist dem Neapolitaner angeboren und ritterliche Streitlust. Pferde liebt er mit Leidenschaft und Rennen und alles Messen der Kräfte. Selbst der jahrhundertelange Druck geistlicher und weltlicher Gewaltherrschaft vermochte diese cavalleresten Charaktereigenschaften des Neapolitaners nicht ganz zu ersticken. Nur in schlechten Bahnen wurden sie gelenkt und äußern sich in wilder Nachsucht jetzt, in täglichen Messer- und Revolveraufereien, in Gewalttaten und Expressjungen der Camorra, in Verwundung und Totschlag aus den nichtigsten Gründen, sobald ein Reiz den behaglichen Fatalismus durchbricht, in den das Volk sich eingelullt hat. Getrieben vom heißen Blut plazt jede Seelenregung fast zu einer Tat: Liebe, Hass, Rache, Freude und Trauer. Jetzt die Rose und lüstlachende Augen und jetzt das gezückte Messer, rotes, rinnendes Menschenblut, Röcheln und Sterben. Sterben, ohne daß je der Mörder verraten wird. Nirgends werden mehr Morde und Selbstmorde aus Eifersucht und Liebe begangen als in der Stadt des heiligen Januarius. Aber selten hört man von Raubmorden.

Und dem Volke gleicht das Land.

Der Charakter der Landschaft, das ewig wechselnde Meer mit seinen bezaubernden Farbensymphonien, die weichgeschwungene Abhanglinie vom Vesuv bis nach Camaldoli, gegen den starren Troh des S. Angelo und die Felsen des Castells, der schwüle, schwermütige Scirocco im jähnen Umschlag zur messerscharfen kalten Tramontana, die durch die Campagna hereingefäust kommt, über Nacht erstandenes Blühen und Duften in der Natur und dann im Handumdrehen das Welten und Vertrocknen, das vulkanisch Unberechenbare des Feuerberges mit seinem unheimlichen Wechsel von sonniger Stille zu donnernden, Tod und Verderben speienden Glutausbrüchen — all das spiegelt sich wieder in den Bewohnern. Und das Bild ist bezeichnend, das der Neapolitaner gebraucht, um eine jähre Bluttat zu entschuldigen: „Un velo di sangue s'abbassava sugli occhi“, ein Schleier von Blut hat sich über die Augen gesenkt — gleichwie die glührote Lava den Bergfegel herunterfließt bei einem Ausbruch des Vulkans.

Das enge Zusammenleben dieser wie mit Elektrizität immer geladenen Bevölkerung begünstigt Affekthandlungen. Auf 780 Hektaren Bodenfläche hausen hier über 700,000 Menschen. Raum 12 Quadratmeter kommen auf einen, während z. B. in London 340 Quadratmeter für die Person vorhanden sind. Die tägliche Reibung infolge der engen Verhältnisse fördert die plötzlichen Entladungen von Erregungszuständen. Dazu die Offenheit des ganzen Lebens, das sich, wenn das Wetter nur irgend es zuläßt, auf der Straße abspielt. Die Freude an Geselligkeit und das Bedürfnis der Mitteilung.



Strassenbild aus Neapel. Volksleben in einer kleinen Gasse.

Hart prallen die sozialen Gegensätze aufeinander im engen Raum, und doch merkt man wenig von Klassenhass. Im gleichen Palazzowohnt der Arme und der Reiche friedlich zusammen, die tollsten Gegensätze. Zu ebener Erde in einem feuchten Löche, „basso“ genannt, das Luft und Licht nur durch die Türe erhält, leben kleine Handwerker mit großen Familien, Plättlerinnen oder Verkäufer von Lebensmitteln. Im Zwischenstock locht eine läufige Dirne vom Balkon die Vorübergehenden, während darüber ein Prinz oder Herzog die hohe Aristokratie in prächtlichen Gemäldern empfängt und Prunkfeste feiert.

Der Arme lebt schlecht. Meist von Vegetabilien. Nur an Weihnachten und Oster wird der Bauch zum allerhöchsten Gott. Da wird die ganzen Festtage gegessen. Das ganze Jahr hat man gelhart, um an diesen Tagen mit dem berühmten capitone (Mal), der in großen Eisenbahnladungen hergeführt wird, sich vollstopfen zu können. Viele bezahlen nach einem bestimmten Abkommen dem Kaufmann wöchentlich eine kleine Summe, wofür er ihnen zum Feste alles liefert, von den geliebten Macaroni bis zum Wein, der für gewöhnliche Zeiten zu den frommen Wünschen gehört. (Durch den überaus hohen Stadtzoll verteuert und außerdem gefälscht, kostet der Liter mindestens 50 Cent.). Alles wird verschlemmt an diesen



Straßenbild aus Neapel. Dolce far niente.

Festen. Was macht sich dieses Volk von Kindern daraus, daß morgen wieder Schmalhans für lange Zeit Küchenmeister wird: sobald nur die liebe Sonne scheint, lacht und tanzt und singt es und denkt kaum an sein Elend, es sei denn, daß einer vorbeigeht, der anbettelungsfähig aussieht.

Meist sitzen sie zusammen vor den Häusern in den Gassen und Gäßchen, wenn nur irgend das Wetter es erlaubt. Mit ihrem Arbeitszeug oder plaudernd. Schneiderinnen an Nähmaschinen, Schuster und Klempner, Schreiner und Schmiede. Alles arbeitet auf der Straße in der freien Luft. Trotz Armut und Schmutz ist darum der Gesundheitszustand gut in Neapel.

Zwischenhindurch spielen halb- oder ganz nackte Kinder, ziehen die Händler mit eigentümlich singenden Rufen, Bettler, Krüppel, lachende Dirnen und fahrende Musikanten. Das Volk liebt die Musik, und andächtig hört groß und klein den blinden Spielern zu, die ihnen die beliebtesten Stücke aus

lebend, dem Glücksspiel in jeder Form ergeben ist, immer das Wunder erwartend, das Glück, die Erlösung aus Not und Elend. Man hat soviel geschrieben über die verderblichen Folgen der Staatslotterie in Italien, die jeden Sonnabend gezogen wird und dem Staate jährlich viele Millionen einbringt. Dem Bölklein hier, dem „popolino“, bedeutet sie eine Unterbrechung des ewigen Einerleis, der Hoffnungslosigkeit, Tage der Erwartung, der freudigen Erregung — bis dann am Samstagnachmittag der Zusammenbruch kommt, wenn das Waisenkind ganz andere Nummern aus dem Glücksrad zieht. Manchmal aber auch das Glück. Dann zieht die Freude singend durch die Gäßlein. Alles singt in Neapel, der Straßenjunge, der am Torbogen sich sonnt, die Köchin in der Küche, auf dem Boden der Kutscher, die Büglerin am heißen Ofen, selbst der Dieb im Gefängnis. Immer trällern sie ein Liedchen, Inhalt und Melodie oft improvisiert auf Freude oder Ärger, die sie gerade bewegen.

Neben der Musik liebt das Volk vor allem das Theater und seinen Erfolg jetzt, den Kinematographen. Kaum eine Stadt besitzt so viele Lichtspielhallen, von den feinsten bis zu den primitivsten Bretterbuden in verlorenen Gäßchen. Zu einem überaus charakteristischen Stil hat sich das Puppentheater herausgearbeitet. Der Fremde allerdings wird es kaum finden. In den alten Hafenquartieren existiert es noch und draußen an der Porta Capuana im innersten Neapel. In dunklen Löchern wird da gespielt, jeden Abend. Aber prächtig, meist alte Rittersagen, Ariost, die Geschichte vom rasenden Roland. Ein ganzes Jahr dauert das Stück mit all seinen Auszüge und Zwischenspielen. Das Volk aber kennt seine Helden genau, die Franken und Türken, Karl den Großen, Orlando, Rinaldo den Tapfer und die Angelica. Wie sie dazitzen — fünf und zehn Centesimi kostet der Platz — und diesen Ritterspielen lauschen! Der Ab-



Straßenbild aus Neapel. Ambulanter Koch (verkauft Getränke &c.).

schäum des Lebens, die Enterbten und Verlorenen, neben dem Dieb der arme Fischer, der Bettelmönch, die dicke Wäscherin mit dem Säugling neben dem Soldaten oder Rutscher. Wie das alles eng zusammengepfercht sitzt und lauscht, wie sie sich begeistern an dem Glanz der bunten Kostüme und glitzernden Blechpanzer, an den wohltonenden Versen, wie die Augen leuchten, wenn die Ritter fechten, richtige Zweikämpfe nach allen ritterlichen Regeln — das macht einen ergreifenden Eindruck und zeigt, welche Kultur noch glimmt unter der Asche des elenden Alltags. Und so wirkungsvoll und ausgeprägt lebendig sind die Bewegungen dieser Puppen, daß einem oft der Gedanke kommt, ob das nicht stolzlicher sei und von einheitlicherer Wirkung, als wenn in unsern Theatern lebendige Menschen unnatürlich zwischen gemalten Kulissen herumagieren.

Die Luft am blauen Golf ist mit Fröhlichkeit geschwängert. Das war immer so! Schon die reichen Römer haben draußen am Posillipo ihre Villen gebaut. Lucullus, der großzügige Eroberer und Organisator, der zum Aestheten und Feinschmecker sich wandelte, nachdem die politischen Verhältnisse ihn zur Ruhe verdammt hatten, brachte es in Mode; Vergil verherrlicht es und wollte auf seinen Höhen begraben sein, und der mordgierige Kaiser Nero trat als friedlicher Sänger im Theater hier auf.

Selbst die Religion wird farbig und lustig! Bei den kirchlichen Prozessionen spielt die Musik fröhliche Operettenmelodien, und die Klosterglocken bimmeln wie wahnsinnig im Tarantellatakt.

Neapel ist ein Sommerland. Zur Badezeit, im Juli und August ist hier Saison, nicht im Winter, wie die Fremden glauben. Im Sommer löst ein Madonnafest das andere ab; jedes wird mit Gelagen und vor allem mit knallendem Feuerwerk gefeiert. Kein Sonntag, an dem nicht in einem oder mehreren Stadtvierteln Beleuchtung, prasselnde Raketen und Sonnenräder zum Himmel strahlen für irgend einen Heiligen oder eine der vielen Madonnen. „Evviva Sant'Anna! Evviva Sant' Antonio!“ prangt dann in farbigen Plakaten an allen Mauern. Die flugen Priester unterstützen diese Feste und haben heute noch das Volk so in der Gewalt wie je. Keiner röhrt einen Finger, ohne vorher den „prete“ gefragt zu haben.

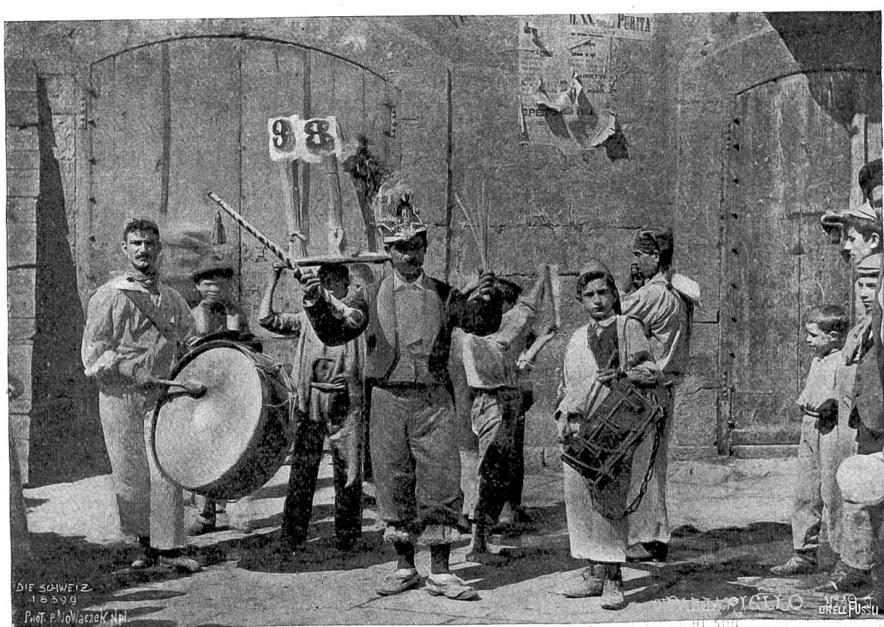
Wunder- und Hexenglauben sitzen so tief fast wie das Leben, und der Überglauken treibt die tollsten Blüten, die vom Hexdienst der afrikanischen Neger sich kaum unterscheiden. Für gute und schlechte Taten werden die Heiligen angerufen; selbst der Kirchenräuber wirft sich zur Erde und



Straßenbild aus Neapel. Ambulante Verkäuferin.

betet drei „Ave“ und drei „Gloria“, bevor er das Muttergottesbild um das Geschmeide erleichtert. Vor einigen Jahren stahlen sie der „Madonna del Carmine“ die Steine aus dem Goldgewand, um schöneres Feuerwerk für das Fest der „santissima madre“, der heiligen Muttergottes, kaufen zu können.

Liebestränke und der böse Blick spielen eine große Rolle. Die Verwundung des begehrten Weibes, das nicht zu Willen sein will, wie sie so oft vorkommt, läßt sich wohl mit der ältesten Form der Eroberung des Weibes, durch Gewalt, in Zusammenhang bringen. Solche Verwundungen (stregio) werden mit einem im Griff feststehenden Rasiermesser (rasoio) ausgeführt. Fast täglich sieht man davon. Weiber und Männer handhaben das „rasoio“ mit gleicher Sicherheit. Stirne und Wangen sollen durch Schmisse gekennzeichnet werden damit. Seltener, daß ein Hieb fehle geht oder eine lebensgefährliche Verlezung



Straßenbild aus Neapel. O'Pazzariello (Metzger-Ausrufer für Wein- und Lebensmittelverkauf).



Scirocco storm on the Via Partenope in Naples.

segt. Eifersucht bildet natürlich auch vielfach den Grund der Verstümmelung; ja sogar aus einfacher Liebesträgerei spaltet und zerfetzt ein Bursche seinem Schatz manchmal die Wange. Und die Töchter aus dem Volke tragen diese Schmisse nicht mit minderem Stolz als der deutsche Student seinen ersten „Durchzogenen“. Sie nehmen sie als sichere Probe für die Stärke der Liebe und renommieren damit, daß einer um sie eifersüchtig war. Sie werden sie den Tätern anzeigen.

Diese Art Verwundung kam schon zur Zeit der Römer vor, und sie ist so tief in den Volksgeist eingedrungen, daß sie in vielen Ländern befreiten wird, wie überhaupt alles, was mit Kampf und Streit zusammenhängt. Waffen besitzen und Waffen tragen gehört zum größten Stolz des Neapolitaners. Obwohl das letztere streng verboten ist, wird kaum ein Mann aus dem Volke ausgehen, ohne sein Messer oder seinen Revolver mit sich zu führen — und viele Frauen tun desgleichen. Von Kindesbeinen auf üben sie sich in der Handhabung des Messers und erlangen eine solche Sicherheit darin, daß sie ihr Ziel selten verfehlten. Leider ist dies Ziel in den meisten Fällen der Unterleib und die Wunde darum sehr oft tödlich*).

Bei aller Leidenschaft ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitsam, obwohl es natürlich derer genug gibt, wie überall, die vom Spielen und Stehlen leben möchten gleich den „Meroedebrüdern“ im Simplizissimus. Ueberaus höflich ist es und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Schön bedeutet gut, und die Freude an Pracht und Schimmer, an Prunk und dekorativem Auftreten, die große Pose liegt ihm im Blute. Einem gegenüber, der höher steht als er, wird der Neapolitaner nie „nein“ sagen. Das verbietet die Höflichkeit und der angeborene Respekt vor dem „Herrn“ — wenigstens in der Form. Denn Form ist alles! Diese durch das ganze Leben hier gehende „Gentilezza“, diese Liebenswürdigkeit, die lieber lügt als dem andern eine Illusion zerstört, ist im Grunde ein Kind der Feinfühligkeit. Aber sie hat dem Neapolitaner viel Verleumdung eingetragen von jener. Besonders von solchen, die der Sprache nicht mächtig sind oder die von Ländern kommen, wo knorrige Sitten gelten. Der Höflichkeitslügen aber können auch wir nicht entbehren, so wenig wie die Leichensteine. Auch Betrug und Täuschung und die Unsicherheit der Preise im Handel entspringen viel der Freude am Spiel des Scharffinns und des Witzen, sind

*) Infolgedessen werden nirgends so viele Laparotomien (Bauchoperationen) gemacht wie in den Spitälern von Neapel.

ein Turnier zwischen Flug und Flüger und lösen sich in befriedigtes Lachen auf, wenn die Masken gelüftet werden und der Sieger dem Befieberten pfiffig zublinzelt. Man darf nicht vergessen: der Orient wirft seine Schatten schon auf die hiesigen Gewohnheiten.

Zur Natur hat der Neapolitaner kein Verhältnis. Wie man zu Fuß wandern kann, ohne von der Not getrieben zu sein, ist ihm unverständlich. Wenn wir aus Vergnügen in den Bergen herumfettern, schüttelt er den Kopf, und dem Meer mit seiner „beweglichen Schlangenhaut“ traut er schon gar nicht. Ebenso ist seine Grausamkeit gegen Tiere bekannt, Grausamkeiten, deren Exzesse meist dem überquellenden, hemmungslos in rohe Tat ausartenden Zorn entspringen, wobei Vererbung antifer Gewohnheiten wohl auch mitspielen mag. Weder Disziplin noch Schule haben seine Hemmungen erzogen, darum

verfällt errettungslos jedem Affekt — auch im Guten. Auf wieviel ursprüngliche Naivität und liebenswürdige Natürlichkeit stößt man bei ihm, auf wieviel Kindlichkeit und Güte! Wer einmal gesehen hat, mit welcher Ehrfurcht schwangere Frauen vom Volk behandelt werden, wie die Frauen der Nachbarschaft sich fast streiten, um einem Säugling ihre eigene Brust zu reichen, dessen Mutter krank ist oder nicht genügend Milch hat, der wird nachdenklich diese Menschen sich näher ansehen, die solch heilige Verehrung noch hegen vor dem Prozeß des Menschwerdens.

Wir Nordländer werden sie kaum je ganz erfassen, die da unten in der „bella Napoli“; dazu müßten wir viel zu viele unserer in Fleisch und Blut übergegangenen Begriffe umwerten und zu viele Vorurteile fallen lassen. Etwas von dieser Verschiedenheit geht einem auf in der Kirche der Santissima Madre del Carmine am Mercato. Auf dem Platze davor ließ Karl von Anjou dem siebzehnjährigen Conradin, dem letzten Hohenstaufen, den Kopf abschlagen. In der Kirche liegt er begraben. Mächtig ist der Eindruck und erdrückend, wenn man — besonders an einem Festtag — in die bunt aufgeputzte Kirche tritt und auf einmal aus dem farbig schimmernden Halbdunkel Conradins Bildsäule auftaucht, die Maximilian von Bayern dem unglüdlichen König errichten ließ. Eine weiße stille Marmorgestalt. Ringsum bewegliches, pridelndes Leben, alles Farbe und Bewegung, dazwischen manchmal ein schüchterner Sonnenstrahl, der ängstlich von all dem spiegelnden Gold und den edlen Steinen zurückprallt und einen Ausweg sucht. Blauer Damast, mit langen, seidig gelben Fransen besäumt, hängt zwischen bunten Altären herunter und schmiegt sich um die Säulen. Auf den Altären brennen verschönerte hohe Silberleuchter, und Riesensträuße grellfarbene Papierblumen kriechen hinauf zu verblühten Heiligenbildern, die über und über mit Münzen und Medaillen, mit Steinen und buntem Zierat behängt sind. Von einem hohen Aufbau lächelt das starre, rotwangige Wachsgeicht der Madonna herunter. Sie haben sie in ein reiches Brokatkleid gehüllt à la Pompadour, das mit Silber- und Goldstickereien übersät ist und sich steift wie ein Krinolinenrock. Eine goldige Krone, mit Edelsteinen geschmückt und so groß fast wie ein Bienenkorb, trägt sie auf dem Köpfchen und auf dem linken Arm das ebenso reich behängte Jesuskind; in ihrer Rechten blitzt ein mächtiges Zepter. Um sie herum ein Wald von Palmen und Lorbeeren und vor ihr violett und blau und röthlich schimmernd ein Teppich von Hortensien und Rosen. Davor knien betende oder sich Kühlung zusächelnde Frauen

mit hoch aufgewulsteten Haartrachten, die noch überragt werden von Korallen und Schildpattkämmen. Kinder streichen herum. Alles plappert und zischelt und tuschelt durcheinander. Ein Priester hebt im Hintergrund die segnenden Hände, sein Gewand schimmert über der sich neigenden Menge. Und daneben, aus all diesem Wiegen und Wispern, aus diesem grellen Glitterkram, dem Gewirr raschelnder Fächer und blickender Augen steigt in ernsten, einfachen Linien die weiße Gestalt des letzten Staufen heraus, still und schlicht darunter die deutsche Inschrift: „Maximilian, Kronprinz von Bayern, errichtet dieses Denkmal einem Verwandten seines Hauses, dem König Conradin, dem letzten der Hohenstaufen, im Jahre 1847, 14. Mai.“ Und ringsum das weiche Gemurmel des neapolitanischen Volkes...

Raum wird man den Charakter dieses Volkes in eine Form fassen können. Die Hauptkomponenten jedoch sind wohl seine poetische Anlage und seine reiche Phantasie, die ihm Liebe und Haß, Recht und Unrecht, alle Verhältnisse vergrößern, machen, daß es sie umso intensiver empfindet. Lebhaft und nach Tat drängend, konnte es sich doch politisch nie recht betätigen, also schob seine überschüssige Kraft in die Hälme. Sein angeborener Individualismus anerkannte den Staat im Grunde ja nie, der Staat half ihm auch kaum je richtig, also schaffte er sich Ordnung und Vergeltung auf seine Weise. Auf dieser Basis konnte die Camorra sich entwickeln, die der Staat oft selber zu Hilfe nehmen mußte, wenn er Ordnung schaffen wollte. Wer genau zusieht, wird noch am meisten im Neapolitaner die Elemente wiederfinden, verdorben und in Zersetzung übergegangen, aber doch immer dieselben Elemente, aus denen die Größe der Renaissancezeit sich einst aufgebaut hat. Und das Pittoreske in seinem Wesen ist der Zusatz von Ueberreiztheit. Etwas „Après nous le déluge.“ Etwas Lärmendes. Als ob eine heimliche Angst übertönt werden müsse. Eine Angst, die durch lange Gewohnheit nicht mehr im Bewußtsein kreist. Die

man nicht sieht und nicht hört. Die aber doch da ist und alles einhüllt und deren Hauch man leise spüren kann, wenn im Taumel des Festes in blässen Sommernächten das Auge hinübergleitet gen Osten nach dem Horizont — — — — —

Um uns Lachen und Lust.

Krachende Böller und Kanonenschläge, lichtgeschaffene Paläste und Zaubergänge, Sprühen und Glühen von Funken und Kugeln aus Raketen und Feuerrädern. Glitzern und Strahlen ringsum: von den Sternen am Himmel durch die phantastischen Lichtalleen der Straßen bis zu den Lämpchen und Oelsfunzeln, mit denen die Hauseier und Händler ihre Tische und Gestelle geschmückt haben — ein durcheinandergewirbelter Regenbogen, dessen bunte Lichttropfen den weiten Luftraum erfüllen.

Lachende Lust!

Im Hintergrund aber schwarz und starr der Feuerberg, der vor dem Sternenhimmel steht gleich einer düster drohenden Schildwache.

Unheimlich still.

Morgen vielleicht schon schüttelt er sich und donnert und dröhnt, und seine Atemzüge werden feurige Orkane, die ganze Fluren Lebens wahllos niederbrechen; unter dem Wogen seiner Pulse stürzen Städte und Länder zusammen und begraben mitleidlos den Menschen und seine vielgepriesenen Schöpfungen.

Goethe, der berauscht war von Neapel, der es ein Paradies nannte, in dem „jedermann in einer trunkenen Selbstvergessenheit lebe“, fand schon, wie sinnverwirrend dieser ungeheure Gegensatz sich erweise: „Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor.“ Der resignierte Fatalismus des Volkes hier nährt sich nicht zum kleinsten Teil aus dieser Quelle.

Carl Graeser, Neapel.

Tapfere Herzen.

Novelle von Anna Zwicky, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit einem Ruck wachte Margarete auf. Draußen dämmerte es schon. Statt des grauen Regendunstes lag der warme Lichtschein des erwachenden Sonntags auf Matten und Wälzern, und von ihrem Bette aus sah Margarete bis hinüber nach dem fernen Tälchen, das sie am ersten Tage so sehr bewundert.

„Gott sei Dank!“ sagte sie laut, noch ehe sie recht zum Bewußtsein gekommen war. Mit einem Satz stand sie am Fenster und schaute auf Elisas Sonnenblumen hinunter, die unversehrt in ihrer Pracht standen. Aber einschlafen wollte sie nicht mehr, und sollte es erst vier Uhr sein. Nur nicht mehr schlafen und träumen! Sie zog die kleine Uhr aus dem Kästchen; es war tatsächlich gerade vier Uhr vorbei. Alles war noch still; aber bald würde es im Hause lebendig werden, denn die Leute waren an die frühen Morgenstunden gewöhnt.

Drüben, jenseits des Tales, lag jetzt ein rosiger Schimmer auf den fahlen Felswänden. Immer heller und glänzender wurde der rosegoldene Schein. Die ganze Kette fing zu leben an unter dem Zauber der verborgenen Feuersglut. Und dann



Neapolitanisches Fischerboot.